

»Ich bin der rechte Hirt«

Von Dr. Johannes B. Metz, Innsbruck

I. Der Hirt — ein Urbild

Laßt uns erst ein wenig von der Welt des Bildes sprechen, ehe wir nachsinnen über das Bild vom Hirten. Es gibt doch wohl elementare Bilder, fast möchte man sagen erdentspringende Bilder, unmittelbare Bilder, Bilder, die wir finden und nicht erfinden, die uns anblicken, ehe wir sie in uns entworfen haben, als präsentierte sich in ihnen die Wahrheit selbst, Bilder, die uns mit ihrem Leuchten berühren, ehe wir sie erkannt haben; uralte Bilder, Bilder, die bleiben; die aus allen Untergängen neu erstehen, die durch kein menschliches Vergessen völlig versinken können, die nicht hinabrollen wie das Geröll des Tages die unsichtbaren Hänge der Zeit, urtümliche Bilder, zu denen die Gedanken des Menschen immer wieder zurückkehren in stets neuem definierendem Bemühen. Solche Bilder sind die Brücke über den Fluß, vielleicht der säende Bauer, das Kind in den Armen der Mutter, der dämmernde Abend, das Gestade am Meer u. a. Es sind innige Bilder, die eine ganze Welt in sich versammeln, Bilder mit einer inneren Geräumigkeit und Tiefe, die sichtbar sich in ihnen verborgen hält. Und das macht das Bewegende und Erregende, das leise Rufende und Gemahnende in ihnen aus. Sie verlangen nach Deutung.

Ein solches elementares, innig versammelndes Bild ist das Bild vom Hirten. Wir sagen: Der Hirt weidet. Was ist es aber, das er weidet, das er in seine Hut nimmt? Weidet er wirklich nur die Herde oder behütet er mehr? Auch den Weg? Und die Erde? Und den Himmel über der Erde? Oder alles zusammen mit seinen alles überschauenden und alles in die Geborgenheit seines Blickes rufenden Augen? Wer vermöchte es zu sagen, wer vermöchte dieses Bild auszudeuten, auszuloten? Wer vermöchte ihm das Rätsel zu nehmen und ihm doch den Glanz des Großen und Einen zu belassen, das man nicht zerstückeln kann, wenn man's nicht zerstören will —? Wer vermöchte es zu befreien aus seiner Andeutung, wer ihm einen Namen zu geben: den Namen, den es sich selbst nicht geben kann, den es wie eine Ahnung in seinen Zügen trägt, so wie der dämmernde Morgen die Ahnung des neuen Tages in sich birgt —? Wer gibt ihm einen Namen?

II. „Ich bin der Weg“ (Joh 14, 6)

Christus. Er hat diesem Bild einen Namen gegeben. Er, das „Bild des unbekannten Gottes“ (Kol 1, 15), das „Abbild“ des Vaters (2 Kor 4, 4), das wahre Urbild hat diesem uralten Bild der Menschen, in das hinein sich all die Sehnsucht und Erfahrung ihrer Herzen und ihrer Jahre gesammelt hat, *seinen*

Namen gegeben. Er deutet auf sich selbst, wenn er dieses Bild deutet: „Ich bin der rechte Hirt; ich kenne die Meinen und die Meinen kennen mich — auf Grund dessen, daß (wie Wikenhauser *καὶ* hier übersetzt) mich der Vater kennt und ich den Vater kenne“ (Joh 10, 14). Christus deutet auf sich: Ich bin der Hirte. Er, der Sohn der Menschen mitten unter Menschen weiß, daß der Himmel allein den Menschen nicht hütet, daß die Weiden des Himmels viel zu hoch, zu fern, zu schicksallos, zu sublim sind für den Menschen, den Irrenden, den Dunklen, den Sterblichen, der „durch finstere Schluchten voll Todesgefahr“ (Ps 23) zieht. Der Mensch braucht Erde, Boden unter den Füßen, irdisches Geleit, Hände, die ihn ans Herz nehmen können, wenn er in die Dornen gerannt ist. Was helfen ihm die reinen himmlischen Höhen? Was sind sie für seinen kleinen engen Geist, in dem gerade noch genug Ferne entworfen ist, um den Himmel selbst in seinem unendlichen Abstand schmerzlich ermessen zu können. Wie ein unbestiegener Olymp erscheint ihm dieser Himmel, von seiner Sehnsucht geahnt und doch nie erreicht, über tausend irdische Straßen gesucht und doch nie gefunden, in vielen Nächten erhofft und erweint und doch nie besessen. Er selbst bleibt je das Kind der Erde, der Verlorene, der Lichtlose, der hilflos unverstanden Irrende auf den weidenlosen Wegen dieser Welt — tief unten bei den Tieren, nur wissender als sie (mit den Fernen des Himmels nämlich im Gewissen) und darum leidender, sterblicher, irrender auf seinen Wegen. Was hilft ihm da die Wacht der reinen schicksallosen Sterne des Himmels, wenn ihm doch keiner ins finstere unerkannte Herz fallen kann? Er braucht einen Hirten seiner eigenen Wege, seiner menschlichen Wege.

Das weiß Christus, das weiß seine Liebe, die uns hüten und bergen will wie ein wahrer Hirt. Und darum sagt sie uns: „Ich bin der Weg“ (Joh 14, 6), euer Weg, Weg in euren eigenen Schluchten und Verließen, Weg auf eurer eigenen Erde. Christus selbst will kein wegloser Hirte sein, der uns weidet wie ein schicksalloser Stern über unseren abgründigen Straßen; nein: er will uns weiden auf unseren irdischen Auen, wo Gefahr wächst unter den Gräsern des Frühlings und die Wölfe im Winde heulen. „Ich bin der Weg“, sagt er uns und sagt darin: ich habe selbst euer Schicksal erlebt, ich kenne euch. Ich weiß, was ein Hirte sein muß, denn ich weiß, was „Weg“ ist — sich nur finden und besitzen können im Unterwegs, seine eigene Wahrheit, sein eigenes Licht und Leben, seinen eigenen Himmel erwandern, erlaufen müssen im Schicksal zwischen Abend und Morgen, zwischen Dornen und Disteln, zwischen Irre und Herberge, zwischen Leben und Tod. Homo Viator, ich kenne dich. Und mit diesem innigen Erkennen hüte und weide ich dich deine eigenen Wege. — So sagt er uns und er hält uns hin sein Kreuz, sein zerschlagenes Haupt, sein eigenes Scheitern und Vergehen — diese Stigmata des Weges unserer bitteren Erde. Ecce: der Hirt, erschlagen für uns auf unserer eigenen Weide.

Kann ich da noch länger bangen, daß er der Hirt meiner Wege sei, meiner irdischen Wege? Ist er nicht bei mir geblieben bis zum Letzten, bis zum äußersten Außen der einsamen Nacht des Todes? Hat er mich nicht erkannt, mich, den Menschen mit dem sterblichen Herzen? Ist er nicht meine Wege mit mir zu Ende gegangen, er, der getreue Hirt?

Aber wo endet mein Weg? Wo endet des Menschen Weg? Im Tod? Aber ist der Tod noch Erde, letztes Wegstück dieses Lebens, oder ist er nicht jene hirtlosen Nacht zwischen Himmel und Erde, die alles zerstreut, den treuesten Hüter schlägt, jede bergende Nähe des anderen Sterblichen verwehrt? Ist der Tod nicht die unheimliche Nähe jener unermessenen Ferne, die in inneren unsichtbaren Räumen meines Herzens alle meine Wege begleitet (und die alle meine Schritte so klein und doch so unüberblickbar macht) und in die hinein schließlich ungehalten mein ganzes Dasein stürzt? Ist das der Tod? Und ist dieser Sturz noch Weg, Weg der Sterbenden? Er ist Weg und doch nicht Weg, letzter einziger Schritt, in dem geheimnisvoll mein ganzes Schreiten sich versammelt, letzte einzige Ferne zwischen Himmel und Erde, in die alle geahnten und doch nie durchmessenen Fernen meines Daseins fallen.

Wer hütet mich da? Wer kennt mich da? Wer ist mein Hirt in der letzten Not dieses letzten einzigen Schrittes, dieser letzten einzigen Ferne eines letzten einzigen Weges? Ist er da bei mir gewesen, der für mich starb, der selbst im Wunder seiner Liebe sterblich sein wollte, der selbst ein Weg sein wollte, um alle mein Wege zu hüten? Oder ist er nicht selbst zu früh, (fast möchte man sagen) zu menschlich, zu irdisch, zu dies-seitig gestorben? Hat sein Auge den Tod, dieses Zerstreutsein zwischen Himmel und Erde noch einmal bewacht, noch einmal hell gemacht, noch einmal zusammengekommen und heimgeleitet in eine letzte Geborgenheit, oder ist es nicht selbst gebrochen, vergangen — weil auch er starb wie Menschen sterben, dies-seits, vor jener weg- und weidelosen Ferne, die im Tode sich öffnet, und sind wir selbst nun nicht doch die Unbehüteten, die hirtlos zerstreuten in jener einzigen Nacht eines einsamen, unerkannten, unverständenen, tödlichen Lebens, hirtlose Herde zwischen Himmel und Erde? Ach, wer kennt uns schon, wer hütet uns schon? Der Himmel ist viel zu ferne für uns und die Sterbenden sind viel zu nahe für uns, für die im letzten Schritt noch eine Ferne bleibt, die uns unendlich übersteigt. Wer hütet uns? Wer hat uns erkannt in jenem letzten reinen Ausgespanntsein zwischen Himmel und Erde? Wer gibt uns Licht für diesen Gang, darin wir selbst der reine Weg sind und die reine Ferne der einzige Boden unter uns ist?

III. „Ich bin das Wort“

Wieder lesen wir in der Schrift: Ich bin der Hirt. Wieder blicken wir auf Christus. Er aber schweigt. Er sagt nichts mehr. In diesem Schweigen aber redet das einzige Wort, das er selbst ist, das Geheimnis seines eigenen „Ich

bin —“; sein „Sein“ redet selbst, denn es ist das fleischgewordene ewige „Wort“. Es redet in jener Innigkeit, in der allein, wenn je ein Geheimnis, das Geheimnis des Hirten ruhen muß. Und in dieser beredten, von dem einen Wort beredten Stille, darin Christus ganz und einzig er selbst und so die offenbare Tiefe seines Geheimnisses ist, beginnt unser Herz langsam zu verstehen, beginnt es ahnend zu erfassen, wie sehr es selbst hineingeborgen ist in dieses einzige „Wort“, das man nur hört, wenn man schon ursprünglicher zu ihm gehört (vgl. Joh 19, 37: „Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme“). Denn in ihm ist mitgesagt Gott und Mensch, Himmel und Erde, Nähe und Ferne, und in ihm ist ausgelotet, ewig erkannt und ewig erhellt, ewig überbrückt und ewig durchwandert der Abgrund zwischen beiden. Das „Wort“ hütet, weidet in sich selbst diesen Abgrund. Und der Mensch, der Wanderer, der Homo Viator zwischen Himmel und Erde „geht nicht mehr durch ein anderes zu einem anderen“ (Augustinus), hirtelos, geleitlos, weidelos zwischen Himmel und Erde, Nähe und Ferne, im Übergang verlassen von beiden (denn beide sind hier plötzlich „die anderen“ und nirgends ist ein heimischer Boden für diesen Übergang), sondern er selbst, der Mensch und darum sein Weg zwischen Himmel und Erde, zwischen fern und nah (darin er sich selbst sein Menschsein erwandert), ist hineingesagt in das ewige Licht und Leben des einen Wortes, in dem der Vater die letzten unsagbaren Tiefen seines göttlichen Wesens aussagt. In diesem Worte selbst ist der Mensch entworfen und so in diesen innergöttlichen Entwurf hineingeborgen. Denn in dem Aussagen des ewigen Wortes durch den ewigen Vater ist — als ewig unbegreifliches Liebesgeheimnis — jenes Aus-sagen, jenes Heraus-sagen Gottes aus sich selbst, sein Ausgang, seine Entäußerung ins Außen des Nicht-göttlichen mitgesagt; und in dieses Liebeswort der Entäußerung ist wiederum der Mensch selbst mit hineingesagt, weil er jenes Wesen der reinen offenen (ihn selbst unendlich übersteigenden) Ferne zu Gott ist, das Gott sich selbst ewig sagen muß, wenn er sich schon in verschwenderischer Liebe im Worte seiner innergöttlichen Selbstaussage zugleich aus sich heraussagt¹.

Der Mensch selbst also ist hineingesprochen und so hineingeborgen in das ewige Wort. Und darum gehört jene letzte, nie verblassende Helle des

¹ Zu diesem Gedanken vergl. Karl Rahner, *Gott in Fleisch und Blut*: Wort und Wahrheit 10 (1955) 887—893. — Zum theologiegerechten Verständnis dieses Gedankens (vom innertrinitarischen Entwurf des Menschen) möchte ich darauf hinweisen, daß die Formulierung „In der innergöttlichen Selbstaussage vom Vater ins Wort sagt sich Gott zugleich aus sich selbst heraus (und sagt damit wiederum zugleich den Menschen)“ nicht heißt, daß Gott sich aus sich selbst heraussagt, *dadurch daß* (dicendo) der Vater das ewige Wort sagt, sondern indem (dicens) er es sagt (sagt Gott sich liebend aus sich selbst heraus . . .). — Überdies bleibt zu beachten: dadurch, daß der Mensch von seiner Geborgenheit in das trinitarische Geheimnis *allein* aus der freien Selbstoffenbarung Gottes weiß und auch *wissen kann*, folgt nicht, daß diese faktische Geborgenheit seines Wesens bloß äußerlich dekretistisch und nicht auch *sachlich* innertrinitarisch begründet sein könnte.

gegenseitigen Erkennens von Vater und Sohn in das menschliche Dasein hinein: Ich selbst, der Mensch, bin der von Ewigkeit her Erkennbare und Erkannte, der im Lichte des ewigen Wortes Gehütete; ich, der ich aus dem unbegreiflichen Geheimnis der göttlichen Liebe selbst zum Wort gehöre, bin von der bergenden Nähe dieses Wortes umfangen. Das Wort, der Logos selbst ist mein Hirte (wie die Alten oft gesagt haben). „Ich kenne dich“, sagt mir das Wort, „auf Grund dessen, das der Vater mich kennt und ich den Vater kenne“. Darin bin ich erkannt — ins Herz hinein, in jene Tiefe, da ich in mir selbst die Ferne zwischen Himmel und Erde bin. Und die Helle dieses Erkenntseins bleibt bei mir, geleitet mich durch alle Fernen, durch alle Untergänge, in allen Übergängen meines sterblichen Lebens im Tode, denn es birgt in sich selbst jenes Weggenommensein in eine unendliche Ferne, in dem jedes menschliche Dasein lebt. Es ist in seiner eigenen Helle die nahe Ferne und die ferne Nähe, der Bogen, die Brücke, der Weg, „der Inbegriff von allem, was im Himmel und auf Erden ist“ (Eph 1, 10). So ist das Wort der große Hirte, in sich selbst seine Menschenherde umfangend und sie übersteigend in ihren eigenen Himmel; so ist es unser „Friede“ (Eph 2, 14) unser Geleit, in ihm haben wir „Zutritt zum Vater . . ., nicht als Fremdlinge und Gäste, sondern als Hausgenossen“ (Eph 2, 18 f.).

IV. Bild und Wahrheit

Lasset uns zum Schluß noch einmal zurückblicken auf das Bild vom Hirten, von dem wir unseren Ausgang nahmen. Sehen wir besser seine innere Geräumigkeit und Tiefe? Hören wir es deutlich sprechen? Der Hirt weidet die Herde, und er weidet den Himmel und die Erde über ihr; erst so ist er der verlässliche Hirt, der bergend die Herde in seinen Schutz nimmt, so ist in ihm innig alles beisammen im Geheimnis einer letzten Geborgenheit. Ist das aber nicht wie ein fernes (aus sich selbst völlig undeutbares) Echo, fast (wenn man so sagen kann) wie ein Bildsakrament für jenes vielleicht letztlich innig-einzige Geheimnis der Schrift: nicht allein im Jenseits des Himmels noch in der Solidarität der Erde, sondern einzig in jener Himmel und Erde bergenden Wahrheit des fleischgewordenen Wortes ist der Mensch wahrhaft umhütet —² Darum aber werden wir auch dieses Bild nicht verlieren. Alle Technik von Stadt und Land wird es uns nicht nehmen können. Es war mit uns und

² Man könnte einwenden, wir hätten mit all diesen Gedanken weit über das Bild bei Johannes hinausgedacht. Das scheint uns nicht so. Bei Johannes haben alle Bilder zumeist (auch) eine große innere Geräumigkeit und umgreifende Transparenz. (Vergl. „Die johanneischen Bildreden“ bei W i k e n h a u s e r, Das Evangelium nach Johannes, Regensburg 1948, 111 f.). Sie beschwören immer das Eine und Entscheidende, immer kommt bei Johannes irgendwie das Ganze ins Spiel („Ich bin —“); Paulus ist ihm darin verwandt (vergl. etwa Kol 1, 15—22; Eph 1, 4 f.; 1 Tim 3, 16 u. a.).

es wird bei uns sein, bis wir keine Bilder mehr brauchen, sondern von Angesicht zu Angesicht erkennen, daß der Logos unser wahrer Hirt ist, der uns von Anbeginn gesammelt und geleitet hat in die ewige Weide des Vaters, damit schließlich „Gott sei alles in allem“ (1 Kor 15, 28). „Den Sohn habe ich als Hirten erkannt“, betet ein alter Hymnus, „und so habe ich jetzt die Weide des Vaters erhalten. Die furchtbaren Mächte werde ich durchwandern, ohne Schaden von ihnen zu leiden. Dank Dir werde ich glücklicher Dich anblickend den Hinterlistigen entfliehen. Lieder werde ich Dir dann anstimmen und mit den heiligen Chören tanzen. O Logos des unerforschlichen Vaters, Dir sei Ehre und Macht in Ewigkeit!“³.

³ Entnommen aus: Th. K. Kempf, *Christus der Hirt* (Rom 1942) 195.

Laus tibi sit,
o fidelis deus,

Qui numquam confundis
in te confidentes,
sed eos magis glorificas.

Tu propugnaculum
adversus hostiles
incursatus et insidias.

Pastor noster
disruptor laquei,

Tu conservas qui timent te,
valde magnam dulcedinem,
deus indulgens.

Preis sei dir, du treuer Gott,

Der du niemals trügst die auf dich vertrauen, nein vielmehr sie verklärest!
Du bist die Bastei wider feindlichen Einbruch und Hinterhalt.

Du unser Hirte, Zerreißer des Strickes,

Du bewahrest die dich fürchten, und gar große Süßigkeit, Gott, vergönnest du.

Analecta Hymnica, Bd. LIII, n. 58. Stropheneinteilung und Übersetzung nach: Wolfram von den Steinen, *Notker der Dichter und seine geistige Welt*. Editionsband, Bern 1948, S. 46/47.